

Liegt es an fehlenden Vorbildern?

Bemerkungen zu den schlechteren Schulleistungen von Jungen im Vergleich zu Mädchen. Von Daniel Weibel



Ich stelle hier eine These auf, die einerseits durch meine Erfahrungen als Lehrer gestützt wird, andererseits durch Forschungsergebnisse von Stephan Sievert vom Berliner Institut für Bevölkerung und Entwicklung:

Jungs schneiden in der Schule schlechter ab als Mädchen, weil die Struktur dort eher den Mädchen entspricht. Ausserdem fehlt es den Jungs in der Schule an positiven, männlichen Vorbildern, welche zusätzlich gewisse Unterrichtssequenzen Knaben-kompatibler gestalten könnten. Wenn sich Jungs jahrelang mit der Identifikation schwer tun, bleibt das schulische Lernen auf der Strecke.

Feminine pädagogische Welt

Damals, in den frühen 80er-Jahren, war die Zusammensetzung der Lehrpersonen an einer Schule einigermassen genderausgeglichen. So konnte beispielsweise jeder Junge im Schulhaus mindestens ein, im besten Fall positives, männliches Vorbild ausmachen.

Später erlebte ich dies aus der anderen Perspektive als Junglehrer als ebenso wertvoll. Es war schön zu spüren, wie meine Lebensfreude, meine Ansichten, der Humor und die Authentizität bei den Jungs ankam. Feedbacks ehemaliger Schüler zeigten mir später, dass die Lehrperson, mit allen Facetten ihrer Persönlichkeit, bei den Schülerinnen und Schülern viel mehr Spuren hinterlässt, als etwa der Inhalt des Unterrichts.

Heute gibt es Jungs, die dem ersten Lehrer nach acht Schuljahren, in der Sekundarschule, begegnen. Vorher bewegen sie sich in einer pädagogischen Welt, die nur von Frauen geprägt ist. Nicht selten ernten sie in dieser Schelte, wenn sie «so wild tun»,

sich nicht anpassen wollen, laut sind, sich lieber bewegen, messen und prügeln wollen.

In solchen Schulbetrieben schleichen sich oft Zynismus und Sarkasmus ein. So hat bestimmt jede Lehrperson schon einmal in einem ihrer Teamzimmer den Ausdruck «Junge sein, ist bereits eine Diagnose» vernommen. Das ist aus meiner Sicht unfair und gleicht sinnbildlich einer Ohrfeige ins noch unbehaarte Gesicht.

Organismus und Verhalten

Sievert zufolge gibt es zwischen Jungen und Mädchen biologische Unterschiede – etwa hinsichtlich der Hormone und des Gehirnaufbaus –, die einen Einfluss auf die schulischen Leistungen haben. Das Gehirn reift bei Mädchen früher und verschafft ihnen Vorteile bei sprachlichen Aufgaben, Jungen haben dagegen Vorteile im verbal-räumlichen Denken. Diese Unterschiede sind aber nicht so gross, dass sie zwangsläufig auch zu unterschiedlichen Leistungen führen müssen. Entscheidender ist, wie wir mit diesen Unterschieden umgehen, inwiefern wir sie betonen oder ob wir versuchen, sie zu nivellieren. Der entscheidende Faktor ist letztlich das soziale Umfeld, also Eltern, Lehrer, ältere Mitschüler oder auch die Medien. Sie leben Kindern bestimmte Rollenbilder vor, während diese aufwachsen und ihre Geschlechtsidentität aufbauen.

Ok, aber «Wann ist denn Mann ein Mann?», fragte sich schon vor 35 Jahren der Sänger Herbert Grönemeyer. Eine Frage, die mich damals als Junge gegen Ende der Pubertät sehr beschäftigte. Vorbilder waren zu der Zeit für uns Jungs, nebst den «starken Lehrern», die Westernhelden, Haudegen, die Machos der Krimiserie «Miami Vice» und andere «Heroes». «Männer haben Muskeln. Männer sind furchtbar stark», war die Zeile aus Grönies Lied, die für uns alle als eine der obersten Maximen galt. So haben wir uns diesem Mantra im Turnverein und Fussballklub ergeben und für eine Muskelhülle gesorgt.

Aber mit der Zeile im Refrain: «... aussen hart und innen ganz weich» hatte mich Grönemeyer ziemlich treffend beschrieben, doch dazu durfte «Mann» natürlich keinesfalls stehen. Wir hatten idiotische Stereotypen wie «Jungs weinen nicht. Der Indianer kennt keinen Schmerz» verinnerlicht.

Wann ist denn Mann ein Mann? Etwa dann, wenn er in der erwähnten rund achtjährigen Zeit an der Frauendomäne Schule doch irgendwie zu seiner Männlichkeit finden und so endlich den schulischen «Knopf» aufmachen kann?

Sievert bringt es mit seiner Einschätzung auf den Punkt, wenn er als Hauptgrund für die schlechteren Noten und die anschliessend also weniger guten Abschlüsse das Verhalten der Jungen erkennt. Diese sind nicht weniger intelligent als Mädchen, aber sie passen im Unterricht oft weniger auf, machen seltener die Hausaufgaben, lesen nicht so viel in ihrer Freizeit. All das sind Dinge, die sie aus ihrem Umfeld als typisch männliche Verhaltensweisen vorgelebt bekommen: Im Unterricht stören, Autoritäten in Frage stellen, Fussball statt Bücher.

Hier zeigt sich somit auch eine Geschlechterstereotypie. An der Schule vollzieht sich meiner Ansicht nach eine selbsterfüllende Prophezeiung, wenn Jungs, die als schwierige Schüler abgestempelt werden, aus subjektiver Lehrer*innensicht «dadurch» tatsächlich schlechtere Leistungen zeigen.

Beobachtungen, Widersprüche

Vor genau 45 Jahren trat ich als 10-jähriger Junge zur Sek-Prüfung an. Im Kanton Bern fand das Übertrittsverfahren nach der 4. Klasse statt. Ich ging mit der Nummer sieben an den Start. Das heisst, ich musste überall anstelle meines Namens diese Nummer auf die Prüfungsblätter schreiben. Diese Anonymisierung, sollte gewährleisten, dass der Name des Prüflings die korrigierenden Lehrpersonen nicht beeinflusst. Was aber die vordergründig hochgehaltene Seriosität durch diese Anonymisierung ein wenig infrage stellte, war die Tatsache, dass das Geschlecht beim Prüfungsergebnis eine entscheidende Rolle spielte. Die Jungs mussten nämlich für das Erreichen der Sekundarschulzulassung 40 Punkte erreichen, die Mädchen hingegen 42. Meine Eltern hatten dies damals von einem Lehrer erfahren. Seine Begründung: Sonst hätten wir zu viele Mädchen und zu wenige Knaben in den Sekundarklassen.

Als Lehrer habe ich nach rund 10 Jahren Berufserfahrung versucht, Unterrichtssequenzen einzubauen, welche Jungs entgegenkamen und dem Bewegungsbedürfnis sowie der Faszination für das Kämpfen entsprachen. So organisierte ich beispielsweise im Sportunterricht eine Art Sumoringen. Ein Setting mit viel Turnmatten, in der Mitte weiche Hochsprungmatten. Das Ziel war, den Gegner von der hohen Matte zu bringen. Da steckte viel Physik drin wie Haftreibung, Schwerpunkt, Hebelgesetz, etc., was anschliessend im Unterricht thematisiert wurde. Die Ironie des Schicksals zeigte sich aber auch mir, dem achtsamen, gendersensiblen Lehrer: Ab und zu siegte ein Mädchen bei diesem Sumo-Wettkampf. Eine echte Herausforderung für die Jungs. ■

Daniel Weibel, 54, Schulleiter in Ersigen (50%) und Musiklehrer (20%). Er ist Mitglied im Vorstand des VSOS und des VSLBE sowie Präsident des Elternvereins Nidau.